



PROLOG



Ich hatte mir immer vorgestellt, dass es sich anfühlen würde wie ein endloser Fall ohne näherkommenden Boden.

Doch ich hatte mich geirrt.

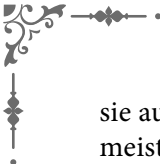
Noch bis vor kurzem hatte ich mitansehen müssen, wie man mir alles nahm, was ich je geliebt hatte. Und das alles nur wegen blinder Habgier und Bösartigkeit. Ich hatte nie verstanden, warum sich die verschiedenen Völker unserer Welt verachteten.

Möglicherweise lag es an der ungerechten Hierarchie, die zwischen den Menschen, Formwandlern, Vampiren und Engeln herrschte. Die Menschen, die an unterster Stelle standen, dienten, neben ihrem gewöhnlichen Dasein, als Nahrungsquelle für die Vampire. Wir als Engel, die die oberste Instanz darstellten, fühlten uns für das friedliche Zusammenleben verantwortlich. Die Mehrheit der Vampire unterstützte uns dabei. Dann existieren noch die Formwandler, die sich oft von der Zivilisation abschotteten. So war es immer gewesen. Dennoch glaube ich, dass es, ohne das Eingreifen der Wesen, eine Möglichkeit gegeben hätte, diesen Zwiespalt zwischen uns zu schließen.

Doch anstelle von Einigkeit drangen Kreaturen in unsere Gemeinschaften. Sie streuten Gift, um uns mehr denn je zu teilen. Aber das war ihnen nicht genug. Sie wollten an die Spitze der Hierarchie, wollten alles in Dunkelheit tauchen und ins Verderben stürzen.

Diese Wesen sprachen wie wir und sahen aus wie wir; obwohl es auch einige Unterschiede gab, die sie unseren Blicken nicht entziehen konnten. Sie besaßen Hörner; groß und dunkel wuchsen





sie aus ihrem Schädel. Ebenso auffällig war ihre Größe, denn die meisten von ihnen überragten uns um einen Fuß.

Wir hatten damals geglaubt, dass es eine natürliche Entwicklung sei, Evolution. Aber wir hatten uns geirrt. Diese Kreaturen waren etwas völlig anderes und brachten uns Schmerz, Tod und Verzweiflung. Nicht einmal wir, als Beschützer der Schwachen, konnten etwas gegen sie ausrichten.

So kam es, dass ich mit ansehen musste, wie man meinem Vater die Knochen brach, ihm den Kopf abschlug und wie meine Mutter sich für mich opferte.

Mein Bruder, meine Freunde, sie alle hatten sich für mich aufgegeben, denn ich hatte die Macht, all das zu verändern.

Nun war ich, aus dem Grauen gerissen, auf dem Weg zu dem Punkt, wo alles begonnen hatte.



KAPITEL 1



Es fühlte sich nicht an wie ein Fall, so wie ich es in Erinnerung hatte. Dies fühlte sich an, als würde ich in Splitter zerbersten. Die pure Dunkelheit zerrte mich gnadenlos durch den Strom der Zeit.

Gepeinigt von unvorstellbaren Schmerzen, schrie ich laut auf, doch meine Stimme wurde fortgerissen.

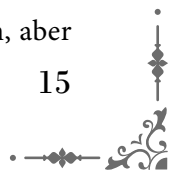
Es dauerte eine Ewigkeit, also verschloss ich die Augen vor der grausamen Vergangenheit und öffnete sie für die neue Zukunft, die unzerstörte.

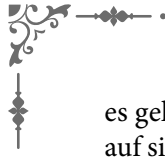
Plötzlich umhüllte mich eiserne Kälte und ein starker Sog schleuderte mich durch eine unsichtbare Mauer. Wiederholt schoss der Schmerz durch meine Glieder, dann begann ich zu fallen. Wasser prasselte auf mich nieder. Jeder Tropfen fühlte sich an wie ein eisiger Stich auf meiner Haut. Ich fiel in die Tiefe und sah unter der Wolkendecke eine Stadt. Sie erinnerte mich an die aus meiner Gegenwart, die schon lange ihren Glanz verloren hatte und welche wir in Trümmern zurückgelassen hatten. An eine Stadt, die meine Heimat gewesen war, in der ich aufgewachsen war, in der ich eine Welt gesehen hatte, die entdeckt werden musste.

Dieses Paradies gab es nicht mehr, doch diese Stadt hier war noch nicht untergegangen. Die Wesen ohne Namen verbargen sich vor ihren ahnungslosen Augen.

Tränen rannen über mein Gesicht und vermischten sich mit dem Regen. Ich war die Einzige, die sich ihnen in den Weg zu stellen vermochte. Ich würde für diese Zukunft kämpfen und nicht davonlaufen.

Während ich fiel, versuchte ich, meine Flügel zu öffnen, aber





es gelang mir nicht. Ich spürte sie nicht mehr, so lange hatte man auf sie eingeschlagen. Ich hatte fliehen können, aber der Preis, den ich gezahlt hatte, war hoch gewesen. Ohne meine Flügel würde ich schon bald auf einem der Häuser aufprallen.

Unsterblichkeit bedeutete nicht, dass man an solchen Dingen nicht starb und somit ewig lebte. Aber was würde es meiner Familie jetzt bringen, wenn ich wie ein Projektil durch den Beton schoss und zerschmettert mein Ende finden würde? Es wäre alles verloren!

Ich riss mich zusammen und konzentrierte mich auf die einzige Person, von der ich wusste, dass sie mich noch erreichen konnte und rief im Geiste seinen Namen.

Elium! Du kennst mich nicht, aber ich kenne dich. Bitte hilf mir! Meine Flügel sind nicht flugfähig. Ich werde ...

Aus der Wolkendecke über mir brach ein Engel heraus und schoss mit kraftvollen Flügelschlägen auf mich zu, noch bevor ich mein Flehen beendet hatte.

Ein Blitz erhellte den Nachthimmel und blendete mich. Lediglich ein Schatten war zu erkennen, der mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit näherkam. Innerhalb weniger Augenblicke war er bei mir und griff nach meinen Armen.

Ich kniff die Augen zusammen und kämpfte gegen den Drang an, aufzukeuchen. Bevor ich zu dem Mann emporblickte, den ich aus meiner eigenen Vergangenheit kannte, verbarg ich meine eigentliche Augenfarbe.

Er sah mich nicht an, hielt den Blick stur geradeaus auf das Gebäude gerichtet, wo bereits ein weiterer Engel auf ihn zu warten schien.

Ich hatte überlebt. Trotzdem machte sich kaum Erleichterung in mir breit, denn der schwierigste Teil lag noch vor mir. Wie sollte ich ihnen erklären, woher ich kam, wer ich war und warum ich jetzt hier war? Würden sie meiner Geschichte Glauben schenken?

Elium verstärkte seinen Griff um meinen Arm, sodass ich unwillkürlich aufschrie.

Die Zähne zusammenbeißend, blickte ich hinab. Ich spürte seinen Blick, aber ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. Denn er sah genauso aus wie der Elium, der sich vor mich geworfen hatte, um einen Angriff abzuwehren, der für mich bestimmt gewesen



war. All das konnte er nicht wissen. Niemand von ihnen konnte die grauenüberzogene Zukunft erahnen, die ihnen unweigerlich bevorstand.

Elium setzte zum Landen an und achtete sorgfältig darauf, meinen Arm nicht mehr als nötig zu belasten.

Kaum berührten meine Füße den Boden, brach ich zusammen. Auf den Knien abstützend, atmete ich angestrengt. Ich tastete meinen Bauch ab und fühlte etwas Spitzes; es musste eine gebrochene Rippe sein. Ich atmete noch etwas tiefer ein und zuckte zusammen. Hoffentlich hatte sie meine Lunge nicht durchstoßen.

Ein junger Engel beugte sich zu mir herunter und berührte mich vorsichtig an der Schulter.

»Kommen Sie, wir bringen Sie auf die Krankenstation.«

Er wollte mich hochheben, aber ich schob seine Hand beiseite.

»Ich schaffe das allein, danke.«

Ein letztes Mal holte ich vorsichtig Luft, um mich hochzustemmen. Wieder auf den Beinen bewegte ich mich an der Wand entlang, um mehr Halt zu haben.

Wir befanden uns auf einem Balkon für Landeanflüge und gingen, ohne eine Tür zu durchqueren, in den Angelus, den Hauptsitz der Engel.

Eliums Begleiter ging neben mir her, um mich notfalls aufzufangen. Er schien nicht begeistert davon zu sein, dass ich jede Hilfe verweigerte, aber das war mir egal.

Ich blickte über meine Schulter zurück und betrachtete die blutrote Spur, die ich hinterließ.

Elium ging weiter und schlug ein zügiges Tempo an, was mir den Weg nicht unbedingt erleichterte, zugerichtet, wie ich war.

Wir bogen um eine Ecke und gelangten in einen Gang, der nicht mehr weit von dem Krankenflügel entfernt war. Zumindest meinen Erinnerungen zufolge.

Stöhnend verlangsamte ich meine Schritte. Das Blut rauschte mir in den Ohren. Am Rande meines Blickfeldes erschien schleichend ein schwarzer Schleier, der sich mit jedem Schritt auszubreiten schien. Ich kämpfte gegen die näherkommende Ohnmacht an, aber ich kam nicht weit. Das Fluchen des Jungen neben mir vernahm ich noch, bevor ich endgültig das Bewusstsein verlor.

»Wenn du uns gefunden hast, wirst du viel Überzeugungskraft brauchen, sonst wird alles scheitern. Wir waren zu dieser Zeit misstrauisch.«

Die Heiterkeit verschwand aus dem Gesicht meiner Mutter und verwandelte sich in Sorge.

»Nicht ich werde es sein, die dir nicht glauben wird, sondern dein Vater. Solltest du auf mich treffen, sage mir Folgendes: ...«

Die Erinnerung verblasste und ich bekam wieder ein Gefühl für meine Umgebung. Die Augen geschlossen, ruhte ich noch einen Moment, bevor ich sie öffnete.

»Du hättest dich tragen lassen sollen.«

Elium drehte sich von einem Fenster neben meinem Bett um und sah mich vorwurfsvoll an. Er hatte sich nicht verändert: sein heller Teint, die große Statur und das breite Kreuz. Dunkelblondes Haar, das zu seinen weißen Flügeln passte. Seine Federn schimmerten silbern und leuchteten unnatürlich im Sonnenlicht. Früher hatte ich ihn den silbernen Blitz genannt. Doch nicht nur seine Flügel waren etwas ganz Besonderes, auch seine Augen strahlten unnatürlich hell und bildeten ein Splittermuster aus Eis, das im starken Kontrast zu seinem sonstigen Aussehen stand.

Mein Körper sehnte sich danach, ihn in meine Arme zu schließen, um mich davon zu überzeugen, dass er real war. Doch seine ganze Körpersprache und der abweisende Blick machten mir deutlich, dass es mir unmöglich war.

Elium kannte mich nicht. Niemand hier kannte mich. Er verschränkte die Arme vor der Brust, als erwartete er eine Erklärung von mir.

Wir befanden uns in einem Krankenzimmer. Wie üblich waren die Wände weiß und die Vorhänge schwer.

Ich lag in einem Krankenbett und sah mich im Zimmer um, ohne ihn zu beachten.

Das gefiel ihm gar nicht, aber genau das wollte ich. Er sollte ruhig Interesse zeigen.

Ich hörte, wie er sich wieder dem Fenster zuwandte, also versuchte ich, die Decke wegzuziehen, aber meine Bewegung wurde von Handfesseln blockiert.

»Mist!«

Wieso hatte er mich ans Bett fixiert? Vorsichtig, denn ich hatte noch immer Schmerzen, versuchte ich mich loszumachen, aber es gelang mir nicht.

»Benötigst du den hier?«, fragte Elium immer noch aus dem Fenster blickend und hielt eine zierliche Kette in der Hand, an der ein Schlüssel baumelte, der vermutlich zu meinen Fesseln gehörte.

Ich starrte seinen Haarschopf an, der mir den Blick auf sein Gesicht verbarg und damit verhinderte, dass ich in seinen Zügen etwas ablesen konnte.

»Wenn du bereit bist, mir zu erzählen, wer du bist und wer dich so zugerichtet hat«, er schwenkte bedächtig den kleinen Schlüssel, »werde ich dich freilassen. Natürlich nur, solange du keine Gefahr für uns darstellst.«

Ich schnaubte und folgte seiner Hand, die den Schlüsselbund wieder in seine Hosentasche gleiten ließ. Ich fragte mich, ob er wirklich glaubte, dass von mir irgendeine Gefahr ausgehen könnte oder ob er sich um mich sorgte.

»Ihr seid für die Wahrheit noch nicht bereit«, erwiderte ich lediglich.

Mir war klar, dass ich ihm noch nicht alles erklären durfte. Er würde es ebenso wenig verstehen wie meine Eltern. Zu abwegig erschien die Wahrheit, selbst für mich.

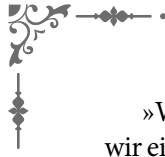
Die Erinnerung an meine Mutter drängte sich noch einmal vor meinem inneren Auge auf. Als sie die Warnung ausgesprochen hatte, war sie kurze Zeit darauf gestorben. Ich erschrak, als sich die Bilder des Angriffs unbarmherzig in mein Bewusstsein bohrten. Wie sie mich voller Sorge, selbst im Angesicht ihres Todes, betrachtet hatte und mich anflehte zu fliehen.

Eine Hand holte mich aus den grauenerregenden Erinnerungen zurück, bevor sie ihr blutiges Ende zeigen konnten.

Eliums Hand lag sanft an meiner Wange und wischte eine Träne fort. In diesem Moment war er so fürsorglich, dass es einem Trugbild ähnelte, dass er nicht mein Eli war.

Ich hatte angefangen zu zittern und versuchte, mich innerlich zu beruhigen. Sie leben, Caylor, sie leben alle.

»Alles in Ordnung, ich habe mich nur an etwas erinnert«, flüsterte ich auf seinen fragenden Blick hin.



»Wenn dich diese Erinnerungen so plagen«, sagte er ruhig, »reden wir ein anderes Mal darüber. Aber zum gegebenen Zeitpunkt wirst du darüber sprechen müssen. Also, woher kennst du meinen Namen?«

Er zog sich einen Stuhl aus der Ecke neben mein Bett und faltete ordentlich seine Flügel, um sich zu setzen.

Moment ... meine Flügel! Ich rüttelte an den Ketten, als ich begriff, dass ich die ganze Zeit auf meinen Flügeln gelegen haben musste. Ich spürte nichts, was kein gutes Zeichen war.

Eine starke Hand drückte mich energisch zurück in die Matratze.

»Sprechen, ja, bewegen, nein«, ermahnte Elium mich mit tiefer Stimme.

Aufgebracht schaute ich zu ihm auf.

»Aber meine Flügel. Ich liege auf meinen Flügeln!«, rief ich entsetzt aus.

Eliums Augen weiteten sich kaum merklich.

Ich kniff verärgert die Augen zusammen.

»Wisst ihr denn nicht, dass das für Engelsflügel eine ungesunde Position ist?«, fragte ich sarkastisch, doch Elium reagierte abwesend und starrte durch mich hindurch.

Ein Klopfen riss ihn aus seiner Benommenheit. Kurz darauf trat ein weißgekleideter Engel mit einem kleinen Silbertablett ein. Darauf befanden sich eine Injektionsnadel und ein kleines Fläschchen mit einer durchsichtigen Flüssigkeit.

»Ich glaube, Benn, dass wir das nicht brauchen werden. Sie spürt es nicht.«

Dieser blickte mich besorgt an.

»Sagtest du gerade Benn?«

Verwirrt betrachtete ich den Engel noch einmal genauer und erschrak.

»Himmel!«

Der Benn, den ich kannte war ... na ja, er war anders, er hatte immer eine Brille und einen Heilkittel getragen.

Das war also Benn in jungen Jahren, ging es mir durch den Kopf.

Dieser hier trug helle Kleidung und einen Zopf, der ihm bis zur Mitte seines Rückens reichte. Sogar seine Flügel waren leicht bläulich, die sich jedoch später zu einem cremefarbenen Weiß entwickeln würden.



Ich schluckte.

Er sah völlig verändert aus. Die einzigen Gemeinsamkeiten, so schien es, waren seine Hautfarbe und seine Augen.

Ich schüttelte hastig den Kopf und konzentrierte mich wieder.

»Was spüre ich nicht?«, fragte ich ein wenig verärgert, da sie mich bisher ignorierten.

Benn schluckte schwer, setzte sich und sah ungläubig von mir zu Elium.

»Wie heißt du?«, erkundigte er sich nach einiger Zeit mit einem mitfühlenden Blick.

»Caylor«, antwortete ich ungeduldig.

»Was immer ich dir jetzt auch sagen werde«, er legte beruhigend eine Hand auf meine, »du musst ruhig bleiben, Caylor.«

Ich nickte zum Zeichen, dass ich auf die Nachricht gefasst war.

»Deine Flügel wurden dir genommen. Vermutlich gewaltsam, den Anzeichen nach. Sie werden nachwachsen, aber das wird sehr schmerzhaft sein und seine Zeit brauchen ...«

Benn redete weiter, aber ich hörte ihn nicht mehr.

Sie waren weg? Meine Flügel waren ...

Entgeistert riss ich meine Augen auf. Was war geschehen? Ich konnte mich nicht entsinnen, wann es dazu gekommen war. Heftig zog ich an den Ketten, sodass ich mir in meine Handgelenke schnitt, doch ich konnte nicht anders.

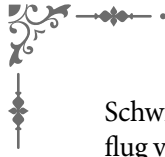
Ich würde nie wieder fliegen können! Diese Erkenntnis traf mich wie ein Messerstich. Meine Flügel würden nicht nachwachsen, wie bei anderen Engeln. Mein Körper konnte große Wunden nicht so schnell, oder manchmal gar nicht, heilen. Aber woher sollten die beiden das wissen?

Benn legte eine Hand auf meine Schulter, um mich zu beruhigen.

»Sie werden nicht nachwachsen«, flüsterte ich zuerst und sprach es dann lauter aus, als müsste ich es mir immer und immer wieder sagen, um es zu begreifen.

»Es ist nicht so, dass ich ein bisschen Schmerz ertragen müsste, um sie wieder zu erlangen«, brüllte ich beinahe.

Ich war den Tränen nahe. In mir tobte ein unbändiger Zorn und ein noch viel größeres Gefühl des Verlustes. Niemand konnte mir meine Flügel je wiedergeben. Ich würde nie wieder die Luftströme an meinen



Schwingen spüren, würde nie mehr in einem atemberaubenden Sinkflug vom Himmel stürzen, um dann im letzten Moment abzdrehen. All das würde ich nie wieder können. Ich wollte weinen, schreien und den Himmel und die Welt dafür verantwortlich machen. Doch zu nichts davon war ich fähig.

»Du solltest besser vorsichtig sein.«

Eliums Augen verengten sich zu Schlitzern.

»Dir die Flügel zu nehmen, ist nichts im Vergleich zu dem, was wir dir antun könnten. Also sei respektvoll!«

Ich lachte verbittert.

»Alles, was man mir je hätte nehmen können, ist mir genommen worden und im Strom der Zeit zurückgelassen. Aber das könnt ihr nicht verstehen. Ihr erkennt mich nicht«, giftete ich die beiden Engel an.

»Sollten wir dich kennen?«, fragte Benn nun verwirrt, meinen Ton ignorierend.

Er sah mich gutherzig an, weshalb ich das Gefühl hatte, ihn zu Unrecht so angefahren zu haben.

Ich schüttelte den Kopf.

»Nein.«

Ich richtete mich auf.

»So einfach ist das nicht.«

Mein Brustkorb schmerzte, aber ich konnte nicht länger herumliegen.

Die Decke rutschte von meinem Oberkörper und legte meine vernarbte Haut frei. Ihr Anblick war grässlich. Überall bedeckte vernarbtes Gewebe meinen Körper. Nur mein Gesicht hatte man nie angerührt.

Benn bemerkte mein verzerrtes Gesicht und runzelte die Stirn. Er fragte sich wahrscheinlich, wieso ich noch immer Schmerzen hatte oder wieso ich gänzlich voller Narben war. Jemand wie ich war eine Kuriosität.

Eliums Blick forderte meine Aufmerksamkeit, als er zu sprechen begann. Auch seine Augen hatten meine entstellte Haut fixiert. Ob er sich fragte, welches Monster mir diese Male zugefügt hatte?

»Du kennst meinen Namen, jedoch habe ich deinen noch nie zuvor gehört. Du bist in keinem System vermerkt. Du sagst, wir

würden dich nicht erkennen, das klingt, als würden wir dich eigentlich kennen müssen. Außerdem bist du ohne Flügel vom Himmel gefallen. Verdammt noch mal, woher kommst du? Wer bist du?»

Seine Fäuste waren geballt und er schien nicht nur sauer, sondern auch äußerst genervt zu sein.

»Du wirst dich in all den Jahren nicht ändern, Elium. Du wirst immer derjenige sein, der sich schützend vor andere wirft.«

Ich blickte voller Trauer hinab und hätte mich gleichzeitig ohrfeigen können. Was erzählte ich da? Sie würden es bemerken, wenn ich noch mehr verriet, also rief ich mich kopfschüttelnd zur Vernunft.

»Ich kann euch weder sagen, wer ich bin, noch woher ich komme. Diese Informationen könnten alles durcheinanderbringen.«

Ich seufzte schwermütig.

»Es ist einfach zu früh. Ich kann euch allerdings schwören, dass ich für euch keine Gefahr darstelle«, sagte ich und blickte wieder auf.

Benn schien nicht ganz zu verstehen, jedoch sah ich in seinen Augen so etwas wie Anteilnahme.

Elium hingegen sah mich mit finsternen Augen an. Er misstraute mir. Verständlich, wenn man bedachte, wie ich auf ihn wirken musste. Ich kannte ihre Namen, sprach davon, dass ich nichts mehr zu verlieren hatte und faselte von der Zukunft. Dass Elium mich daher wie einen bedrohlichen Eindringling betrachtete, war durchaus nachvollziehbar, doch zu meiner Überraschung holte er den Schlüssel hervor und öffnete meine Handschellen. Zum Vorschein kamen blutende Striemen.

Wie auf ein Zeichen holte Benn Verbände und versorgte die Wunden an meinen Handgelenken. Er ließ sich seine Verwirrung über meine anhaltende Blutung nicht anmerken. Doch seine Stirn begann, sich mehr und mehr in Falten zu legen.

Währenddessen wies Elium mich an, den Raum nicht zu verlassen und drohte, mich, im Falle einer Flucht, erneut in Ketten legen zu lassen. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Er wollte mich testen, sehen, ob ich vertrauenswürdig war.

Zu dumm, dass ich diesen Test nicht bestehen würde.

Ein Seufzer von Benn weckte meine Aufmerksamkeit.

»Er ist kein schlechter Engel, auch wenn er dich nicht so freundlich behandelt.«



Er lächelte aufmunternd und schritt nun ebenfalls zur Tür. Dort drehte er sich noch einmal um und warf mir einen fürsorglichen Blick zu, der für ein hoffnungsvolles Kribbeln in meinem Inneren sorgte.

»Egal, was dich auch bekümmert. Eines musst du wissen. Niemand muss sein Schicksal allein ertragen.«

Die Tür hatte sich längst hinter ihm geschlossen, aber ich wandte den Blick nicht von ihr ab. Diese Worte hatte Benn schon einmal zu mir gesagt, jedoch würde er sie erst einige Jahre später verwenden. Damals hatte ich meine Fähigkeit erkannt und war zum ersten Mal in die Vergangenheit *gefallen* und hatte gesehen, dass meine Mutter einst beinahe ihr Leben gelassen hätte. Ich war so verstört gewesen, dass ich dachte, alles sei nur eine Illusion gewesen. Wie ich das geschafft hatte, blieb mir bis heute ein Rätsel, denn ich hatte es nicht mit Absicht getan. Es war einfach passiert. In meinem ganzen Leben hatte ich erst zwei Mal meine Gabe benutzt. Dieses zweite Mal war es jedoch weitaus schlimmer, denn ich wusste, wie viele Leben von dem Gelingen dieser Mission abhängig waren.

Nun war ich allein im Zimmer und starrte an die reizlose Zimmerdecke. Elium wiederzusehen hatte in mir eine Verbitterung ausgelöst, da ich seine Feindseligkeit so ausgeprägt zu spüren bekommen hatte. Ich seufzte traurig. Wo sollte ich bloß beginnen? Wer hatte mir meine Flügel genommen und wieso erinnerte ich mich nicht? War das vielleicht der Preis meiner Gabe? Der Verlust von Teilen aus meinem Gedächtnis?

Ich brauchte jemanden, mit dem ich offen sprechen konnte. Ich hatte gehofft, dass ich Elium einweihen könnte, doch jetzt hatte ich das Gefühl, dass er die denkbar schlechteste Option darstellte. Sein Misstrauen war einfach zu groß.

Benn würde ich auch nicht um Hilfe bitten können. Er hatte meinen Eltern, oder anders gesagt, meinem Vater, meines Wissens nach geschworen, ihnen bis in den Tod zu dienen. In Situationen wie diesen blieb ihm nichts anderes übrig, als jedes Detail weiterzugeben, von dem er erfuhr, was unter Umständen sehr gefährlich für mich werden konnte.

Es war nicht so, dass Elium das nicht auch getan hätte, aber letztendlich war er immer seinem Herzen gefolgt und hatte sich damit oft den Befehlen meiner Eltern widersetzt.

Was war, wenn ich irgendwie zu meiner Mutter gelangen könnte?

Ich schlug die Decke weg und wälzte mich umständlich aus dem Bett. Keuchend setzte ich mich auf die Bettkante. Meine Verletzungen waren schwerer als erwartet. Dennoch durfte ich darauf im Moment keine Rücksicht nehmen. Ich hatte nur eine Chance, um meine Mutter zu finden und die musste ich nutzen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand nach mir sehen würde. Ich hoffte nur, es würde nicht Elium sein, der meine Abwesenheit als Erster bemerkte. Ich sah an mir herab und bemerkte, dass man mir Patientenkleidung übergestreift hatte. Außerdem war ich von jemandem gesäubert worden. So konnte ich jedenfalls nicht bleiben, auf diese Weise würde man mich sofort als Fremde erkennen.

Verbissen hielt ich Ausschau nach meiner Kleidung, aber mit Sicherheit hatten sie diese entsorgt, so blutverschmiert wie sie gewesen war. Blut ...

Ich senkte den Kopf und die Bilder schossen mir wieder durch den Kopf. Meine Eltern, meine Freunde, sie alle lebten, aber nur in der Vergangenheit. Selbst wenn ich die derzeitige Zukunft retten könnte, würde sie niemals so werden, wie ich sie in Erinnerung hatte. Einsamkeit legte sich über mein Bewusstsein. Im Grunde würde die Zukunft ihre Züge behalten. Aber die Schlachten, die wir geführt hatten, bevor alles eskaliert war, hatten bei uns allen Narben hinterlassen, die uns verändert hatten. Manches zum Guten, anderes zum Schlechten. Trotz der Tatsache, dass sie nun alle in dieser Gegenwart lebten, war ich allein. Ich musste zu meiner Mutter, sie würde mir helfen.

Ein Klopfen an der Tür ließ mich zusammenzucken.

»Herein«, sagte ich leise.

Die Tür wurde von einem Diener geöffnet. Er trug ein Tablett mit einem gefüllten Teller und einem Glas Wasser herein. Dem Anschein nach war er ein Vampir, was sich bestätigte, als er mich ansprach und seine Eckzähne leicht zum Vorschein kamen.

»Man hat mir aufgetragen, Euch dies zu bringen. Außerdem sagte man mir, Ihr möget Euch ausruhen und Elium würde Euch morgen früh besuchen.«

Er stellte das Tablett auf einem Tischchen neben dem Bett ab.

Das war meine Chance. Ich ging auf mein Krankenbett zu, das ich verlassen hatte, und stolperte augenblicklich.



Im Nu war der Vampir mir zur Hilfe geeilt.

»Es tut mir leid«, murmelte ich bedauernd, bevor ich ihm mit aller Kraft gegen die Schläfe schlug.

In seinen Augen war kurz zuvor Erkenntnis aufgekommen, doch kam diese zu spät. Er brach zusammen und lag regungslos auf dem Boden. Doch das würde nicht lange so bleiben.

Unter Schmerzen nahm ich mir einen der Stühle und stemmte den Vampir darauf. An den Fenstern hingen Gardinen, die an der Seite mit Bändern befestigt waren. Also band ich ihn schwer atmend auf den Stuhl und schleifte ihn ins anliegende Badezimmer.

Ich brauchte lange, denn jede Bewegung erschöpfte mich. Im Badezimmer angekommen, stopfte ich ihm einen Knebel in den Mund und stellte die Dusche an. Mitleidig betrachtete ich den bewusstlosen Vampir. So würden sie eine Zeit lang im Glauben sein, ich würde duschen. Ein wenig reumütig, aber entschlossen, nahm ich mir seine Kleidung und schloss die Tür hinter mir ab. Die Arbeitskleidung war mehrere Größen zu groß, ich verwarf jedoch den Gedanken, mir etwas Besseres einfallen zu lassen, da mir nichts anderes übrigblieb.

Die Zeit drängte. Man würde den Vampir vermutlich vermissen.

Umgezogen öffnete ich lautlos die Tür zum Flur und versuchte festzustellen, wo ich mich genau befand. Mit Mühe faltete ich den Stoff so um meinen Oberkörper und meine Beine, dass es nicht allzu sehr auffiel, dass die Kleidung nicht passte. Hoffentlich war meine Tarnung ausreichend. Zu guter Letzt nahm ich das Tablett vor meine Brust und stolzierte los. Ich bog in den nächstbesten Flur ein und tastete das gesamte Gebäude nach dem Geiste meiner Mutter ab.

Für gewöhnlich fiel mir das nicht schwer, aber ich suchte gerade den Geist einer Frau, die mich noch nicht geboren hatte.

Nach mehreren Minuten vergeblicher Suche seufzte ich unzufrieden.

Plötzlich hörte ich näherkommende Schritte hinter mir. Ich versuchte, so neutral wie möglich zu blicken und ging weiter. Die Schritte kamen langsam aber sicher näher und meine Nervosität stieg. Als ich dachte, die Person würde jeden Moment an mir vorbeigehen, packte mich jemand an der Schulter. Ich bemühte mich, nicht zusammenzuzucken.

»Ich habe dich schon ...«

Der Vampir ließ meine Schulter abrupt los und starrte mich einen Moment verwirrt an.

»Verzeihung, ich habe sie mit jemandem verwechselt«, nuschelte er und ging weiter.

Erst als er um die Ecke verschwunden war, atmete ich erleichtert auf. Ich konzentrierte mich erneut, um nach meiner Mutter zu suchen. Endlich konnte ich sie nach einigen Augenblicken ausfindig machen.

Es war ein befremdliches Gefühl, ihren derzeitigen Geist zu spüren, da er mir seltsam vertraut und doch unbekannt vorkam.

Die Frau, die in naher Zukunft meine Mutter werden würde, befand sich zwei Stockwerke über mir, in einem der Büros. Zu meinem Glück war sie dort allein.

Obwohl ich hier viel Zeit in meiner Kindheit verbracht hatte, würde sich bis dahin noch viel ändern. Ich blickte mich um, orientierte mich und legte mir in Gedanken meinen Weg zurecht. Nach einigen Metern entdeckte ich einen Aufzug und stieg ein. Mein Herz klopfte nervös und machte einen Sprung, als der Aufzug zwei Stockwerke später anhielt und die Türen sich öffneten. Zögernd trat ich hinaus und sah mich vorsichtig um.

Niemand war auf dem Gang.

Ich schloss ein letztes Mal die Augen, um sicherzustellen, dass meine Mutter sich nicht von der Stelle gerührt hatte und trat an die Tür zu ihrem Büro. Mit erhobener Faust hielt ich kurz inne. Was, wenn sie Alarm schlug, oder meinen Vater benachrichtigte? Aber eine Wahl hatte ich nicht.

Mit zitternden Händen klopfte ich an. Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete ich die Tür und trat ein. Die Frau vor mir erkannte ich sofort. Ein leises Klicken ertönte, als ich die Tür hinter mir langsam ins Schloss drückte.

Nun waren wir allein. Nur sie und ich. Wir starrten einander an.

»Was ich dir jetzt sagen werde, darfst du niemandem erzählen.«

Meine Stimme brach ab und Tränen rollten über meine Wangen. Ich ertrug es kaum, meine Mutter Akasha zu sehen, die mich, ohne ein Zeichen der Erkennung, seelenruhig aus ihrem Engelsstuhl heraus anblickte. Ihre feingliedrigen Finger waren um eine Tasse



gelegt, aus der heißer Dampf aufstieg. Ihr honigfarbenes Haar war zu einem Knoten im Nacken gebunden, während einige Strähnen sich daraus gelöst hatten.

»Ich, ich.«

Wieder brach meine Stimme. Lange Zeit sagte niemand etwas. Wie sollte ich ihr das bloß erklären? Es gab keine einfachen Worte, die das zu beschreiben vermochten, was mir und unserer Welt widerfahren war.

Dann erklang ihre vertraut sanfte Stimme.

»Setz dich, Kind. Wer du auch bist, du musst einen Grund gehabt haben, mich aufzusuchen.«

Sie lächelte und stand auf.

Ich setzte mich in Bewegung und nahm auf dem Stuhl gegenüber von ihr Platz.

Sie holte aus der Ecke eine zierliche Teekanne, eine zusätzliche Tasse und brachte sie zum Schreibtisch.

Während meine Mutter den Tee servierte, schaute ich ihr aufmerksam zu. Ich sah nichts von dem Misstrauen, vor dem sie mich selbst gewarnt hatte.

»Ich weiß nicht recht, wie ich beginnen soll. Die Situation ist wirklich nicht einfach, aber ich denke, ein Wort wird dir eine Menge über mich verraten«, *und zugleich erschrecken*, dachte ich zu Ende, ohne ihr in die Augen zu blicken.

»Scheu dich nicht, es mir zu sagen. Ich verspreche dir, niemandem etwas von diesem Gespräch zu erzählen.«

Überrascht blickte ich sie an und schluckte die hervor kommenden Tränen herunter.

»Mutter.«



KAPITEL 2



Wieder entstand Stille zwischen uns. Dieses Mal fing sie sich schneller.

»Was ist mit deiner Mutter?«, fragte sie stirnrunzelnd.

Ich schluckte den Kloß in meinem Hals herunter.

»Du bist meine Mutter. Na ja, noch nicht, aber du wirst es sein. Ich, ich komme aus unserer gemeinsamen Zukunft.«

»Hör mir erst zu«, bat ich, als ich in ihrem Blick Unglauben aufblitzen sah.

»Mein Name ist Caylor. Ich werde dein erstes Kind sein. Vater sagte einmal zu dir, im Falle eines Jungen sollte er Gabriel heißen.«

Ihre Augen weiteten sich. Sie stellte die an den Mund geführte Teetasse zitternd ab und sah mich durchdringend an.

»Darüber haben wir mit niemandem gesprochen ...«, hauchte sie entgeistert.

Verbissen betrachtete ich ihr Gesicht. Glaubte sie mir? Reichte diese unbedeutende Information aus? »Dein Name ist Caylor, sagtest du?«

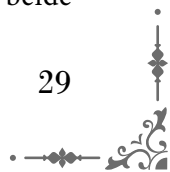
Ein kurzzeitiges Lächeln umspielte ihre Lippen.

»Meine Tochter.«

Sie sagte es, als sei es eine Vorstellung ohne Realitätsbezug.

Weitere Tränen sammelten sich in meinen Augen und verschwammen meine Sicht. Es tat so weh, dass meine eigene Mutter mich nicht erkannte.

Als sei sie aus einem Tagtraum erwacht, sprang sie auf und rannte förmlich um den Tisch. Sie nahm mein Gesicht in beide Hände.



»Wenn du meine Tochter bist, musst du noch mehr wissen!«

Mir fielen unendlich viele Dinge ein, die ich ihr hätte sagen können, doch ich brachte kein Wort heraus.

Meine Mutter betrachtete mich eingehend. Mein dunkles welliges Haar, meine Augen, deren Farbe ich noch immer verbarg, und meinen Körper.

»Du hast die Haare und die Augen meiner Mutter«, flüsterte sie kaum hörbar und schlug sich betroffen die Hand vor den Mund, »Was ist dir zugestoßen? Wie bist du hergekommen?«

Erneut rannen Tränen über mein Gesicht, doch nun waren es Tränen der Erleichterung. Ich schöpfte noch einen Moment Kraft aus ihrer Berührung, bevor ich einen Schritt zurücktrat.

»Habe ich etwas Falsches gemacht?«, fragte sie sichtlich verunsichert.

Ich schüttelte bedauernd den Kopf.

»Ich musste in diese Vergangenheit kommen, um die Zukunft zu verändern. Tue ich dies nicht, sterben wir alle bald. Grausame Kriege werden unsere Städte zerstören und Völkermorde werden ihnen folgen. Zum Schluss werden nur noch wir übrigbleiben und versuchen, uns so lange wie möglich am Leben zu erhalten. Wenn wir dann nur noch eine Handvoll sind, werden wir den Entschluss fassen, mich hierher zu schicken. Nun stehe ich hier und brauche deine Hilfe.«

Sie lehnte sich bestürzt an die Tischkante. Lange Zeit sah sie zu Boden.

Ich begann zu zweifeln, ob ich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Nervös kaute ich auf meiner Lippe.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Meine Mutter scheuchte mich in eine Ecke und schob einen nahe hängenden Vorhang vor mich. Dass sie mich vor den Augen desjenigen versteckte, gab mir Hoffnung, dass sie mir glaubte.

Ich verlangsamte meinen Atem und horchte dem leisen Gespräch hinter der Tür. Kurze Zeit später wurde der Vorhang wieder zurückgezogen.

»Sie wissen, dass du aus deinem Zimmer geflohen bist. Eilum ist verärgert. Du solltest besser gehen und wieder auf dein Zimmer zurückkehren.«



Vor der Tür blieb ich noch einmal stehen und drehte mich zu ihr um.

»Ich werde dir helfen, Caylor, aber ich muss dies diskret tun und ohne das Wissen meines Mannes. Das vor ihm zu verbergen, wird nicht einfach.«

Ich nickte kaum merklich und verschwand im Flur. Mit der Tür im Rücken blieb ich stehen, um einige Male Luft zu holen. Mein Herz hämmerte noch immer in meiner Brust.

Es war die Hölle los. Viele Diener und Sicherheitsleute rannten durch den Flur, anscheinend auf der Suche nach mir.

Kurzfristig nahm ich meine Kopfbedeckung ab, in der Hoffnung, die Unruhe so schneller zu beenden. Mein Haar fiel auf meine Schultern und im Bruchteil einer Sekunde umzingelten mich fünf der umherlaufenden Sicherheitsleute. Einer von ihnen berichtete wahrscheinlich schon von meinem Auffinden. Mit herrischem Gebrüll wurde ich nach vorne gestoßen und wäre beinahe der Länge nach hingefallen.

Einer der Männer packte mich grob am Arm und zog mich wieder auf die Beine. Einige meiner Wunden rissen dabei auf und schmerzten. Ich biss die Zähne zusammen und versuchte, auf den Füßen zu bleiben. Ich bemerkte, dass wir nicht denselben Weg zurückgingen, von dem aus ich gekommen war, und auch die Richtung war eine völlig andere.

Nach einigen Minuten wechselten wir auf das Stockwerk der Wohnungen, die von den hohen Engeln und einer kleinen Zahl an starken Vampiren bewohnt wurden. Obwohl vieles in meiner Zeit anders ausgesehen hatte, erinnerten mich diese Gänge an meine Kindheit. Die Männer schleiften mich förmlich zu einer Tür und blieben stehen. Einen Moment später schwang sie auf.

In einem Wohnzimmer saß Elium in einem Sessel und las seelenruhig ein Buch.

Die Männer schubsten mich in den Raum und schlossen die Tür.

Unsanft auf allen vieren gelandet, war ich mir sicher, von alleine nicht mehr aufstehen zu können. Also setzte ich mich auf den Boden, der zu meiner Erleichterung mit weichem Teppich ausgelegt war.

»Das war wirklich dumm von dir. Dich in das Büro zu schleichen, in der die Frau sitzt, die mit unserem Oberhaupt vermählt ist. Selbst,



wenn ich wollte, könnte ich dir nicht mehr helfen. Er hat mir aufgetragen, dich solange bei mir zu behalten, bis er zurück ist«, sagte Elium, ohne von seinem Buch aufzusehen.

»Das war es wert«, erwiderte ich heiser.

Während ich so vor ihm saß, bemerkte ich, dass sich langsam die Schmerzen in meinem Brustkorb steigerten, was mich vermuten ließ, dass man mir Schmerzmittel verabreicht hatte, die langsam ihre Wirkung verloren.

Elium betrachtete mich derweil mitleidlos und widmete sich wieder seiner Lektüre.

Es tat weh, dass er mich so behandelte. Einsetzendes Schwindelgefühl machte mir zusätzlich zu schaffen und die Müdigkeit verlangte schon bald ihren Preis.

Ich wusste nicht, wie lange ich so vor ihm gekniet hatte, bis ich eingeschlafen war. Ich wusste nur, dass mich der Schlaf in meine Albträume zernte.

Finsternis hüllte mich ein. Ich hörte Schreie und verzweifelte Hilferufe, doch ich konnte niemanden erkennen. Plötzlich stieß mich etwas zu Boden und hielt mich fest. Eine unerwartete Stille breitete sich aus. Ich versuchte, mich loszureißen, aber mein Angreifer war zu mächtig. Ich spürte an meinem Hals seinen Atem und erstarrte. Eine Zunge begann, über meinen Hals zu lecken, was mich erzittern ließ. Jemand anderes ergriff meine Beine und Arme, um meinem Peiniger zur Hand zu gehen.

»Niemand wird dir helfen. Sie sind alle tot«, flüsterte eine männliche Stimme an meinem Ohr.

Gänsehaut überlief meinen Körper und ich konnte ein panisches Wimmern nicht unterdrücken.

»Nein!«, flehte ich.

Doch anstatt mich loszulassen, streichelte er mich mit seinen Fingern und fuhr meine Kehle entlang. Er schob sein Knie zwischen meine Beine und zwang sie noch mehr auseinander.

»Du bist so zerbrechlich, kleiner Engel. Wenn ich mit dir fertig bin, wirst du hieran zerschellt sein«, hauchte er.

Ich versuchte, mich nochmals mit aller Kraft zu wehren, doch man hielt mich eisern fest.

»Na, wir wollen dir doch nicht wehtun, weil du ungehorsam warst.«

Ein plötzlicher Schmerz in meiner Brust ließ mich aufschreien. Ich hörte, wie er seine Hand, die er in mein Fleisch gebohrt hatte, wieder herauszog und spürte, wie mein Blut aus der Wunde quoll.

»So zerbrechlich ...«

Schweißgebadet wachte ich in völliger Dunkelheit auf. Der Schmerz schien noch immer in meiner Brust zu pochen. Ich geriet in Panik und bemerkte, dass meine Füße am Boden von Metallriemen festgehalten wurden. Ich bekam Angst und zitterte am ganzen Leib. Nein! Das konnte nicht sein. Ich war geflohen.

Elium!

Nichts bewegte sich und eine Antwort blieb aus. Furcht überkam mich und ich rief weiter in der Hoffnung, er würde kommen. Zitterig und verängstigt rief ich immer weiter. Aber lange Zeit tat sich nichts.

Verzweiflung schnürte mir die Kehle zu.

»Elium, bitte! Elium. Ich kann nicht in diesem Raum ...«

Eine Tür wurde ruckartig aufgezogen und brachte warmes Licht.

Elium stand mit freiem Oberkörper vor mir und sah auf mich hinab. Seine Züge waren hart, doch ich bemerkte in seinen Augen verborgene Sorge aufblitzen.

»Was kannst du nicht?«, fragte er unbarmherzig.

»Fessele mich, schlag mich so oft du willst, aber bitte lass mich nicht in diesem Raum«, bettelte ich.

Elium starrte mich an. Fassungslosigkeit stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Ich zitterte noch immer und hielt mir die Stelle, an der die Hand der Kreatur mich im Traum durchbohrt hatte.

Elium trat kurzerhand wieder aus dem Raum.

»Nein, ich bitte dich!«, flehte ich, die Hände nach ihm greifend.

»Beruhige dich.«

Er verschwand aus meinem Blickfeld und kam mit einer dicken Wolldecke zurück. Er legte sie beiseite, holte zwei Schlüssel aus seiner Stoffhose und kniete sich zu mir herunter, um die Metallriemen zu öffnen. Er half mir auf und wickelte mich in die Decke.



Ohne zu zögern, hob er mich in seine Arme und ging zu einem Doppelbett.

Ich schämte mich, gab jedoch keinen Laut von mir. Es lag nicht daran, dass er mich zu seinem Bett brachte. Schon früher hatte ich als Kind bei ihm übernachtet. Aber er hatte meine Angst gesehen.

Er legte mich behutsam auf die linke Seite und errichtete eine kleine Kissenmauer in der Mitte. Dann machte er das Licht der Nachttischlampe aus und legte sich wortlos auf die andere Seite.

Mein Atem beruhigte sich mit der Zeit wieder und ich begann mich zu entspannen.

»Ich danke dir«, wisperte ich ins Halbdunkel.

»Sei still!«, kam es von der anderen Seite und ich tat, wie mir befohlen wurde.

Doch ich schlief erst kurz vor Sonnenaufgang ein, aus Angst, die Klauen meines Peinigers würden mich erneut packen.